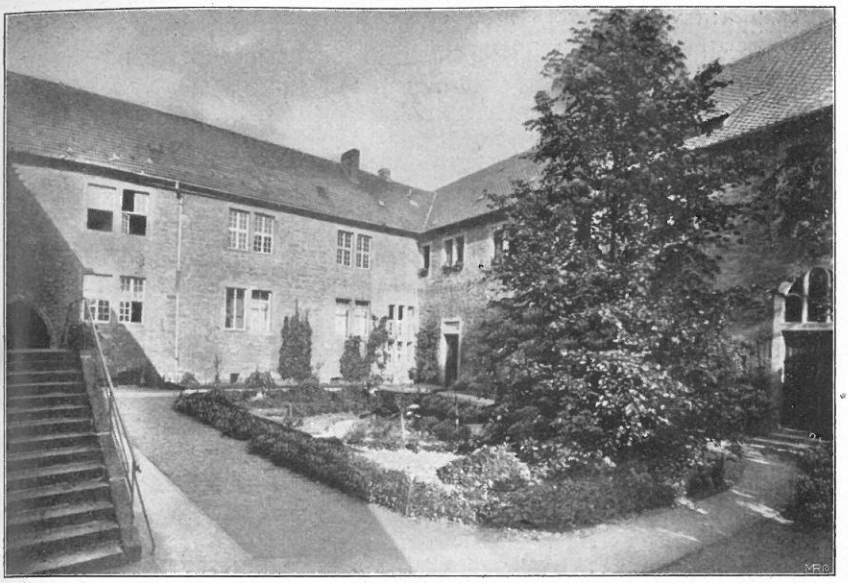

Innenhof.

V. Innenhof.

1. Deutschtum und Christentum.

Von Eugen Maeker.

Aus „Deutsche Welt" Nr. 15. Januar 1913.

In dieser Zeit, da wir soeben eines der hohen Feste der Christenheit gefeiert haben, treten an den ernst denkenden Menschen wieder die schicksalsschweren Fragen heran. „Wie stellst du dich zum Christentum? Wie zur Persönlichkei Christi? Welchen Wert hat das Christentum heute noch für den einzelnen wie für unser ganzes Volk?"

Man kann unmöglich die Behauptung aufstellen, daß nur ein guter Christ auch ein guter Deutscher sein könnte. Es hat so manchen rechten deutschen Mann gegeben, der kein Christ war. Wir werden Schiller das Chistentum mit weit größerem Rechte absprechen als Goethe, der sich selbst einmal einen „dezidierten Nichtchristen" nannte. Goethe besaß viel Anpassungsfähigkeit. Seine Genußfreudigkeit und sein Hang zur Idylle brachten ihn mit der Welt und ihren Strömungen nicht in entschiedenen Widerstreit. Man hat ihn mit einer Gartenkugel verglichen, in der sich alle Richtungen spiegelten. Auch die christlich-romantische (Götz, Ottilie,

Geheimnisse). Schillers Grundtrieb aber war auf unbedingte Freiheit gerichtet, wo das Christentum Unterwerfung und Demut fordert. Sein religiöses Ideal war die griechische Götterwelt. Die hatte für ihn noch größeren Wirkungswert als für den pantheistisch gerichteten Goethe. Daß diese schöne Welt untergehen mußte, um den einzigen Christus zu bereichern, die Klage kam ihm aus dem Innersten.

Unter unseren neueren Vaterlandsdichtern war Felix Dahn gewiß der Besten einer. Aber er bekannte sich zu Odin statt zu Christus. Es fragt sich nun, ob die griechische und germanische Götterwelt für unsere Zeit und unser Volk noch einen nennenswerten, einen wesentlichen Lebenswert hat! Wodan führt kaum noch im Volksglauben und im Märchen als Wilder Jäger ein schattenhaftes Dasein. Die gewaltige Kraft, die einst im Glauben an den alten Sturmesgott lag, die können wir heute so wenig wieder erwecken, wie wir einen lieben Toten aus dem Grabe heraufzuholen vermögen, daß er mit uns scherze und plaudere. Und ganz das gleiche gilt von Griechenlands Göttern. Nur in der bildenden Kunst leben sie noch als blutlose Schemen, als Verkörperungen von Begriffen. Zu ihnen beten können wir heute nicht mehr.

Aber dem modernen Menschen drängt sich ein anderer Glaube auf: die von Darwin ausgegangene Entwicklungslehre. Mit ihr wird sich der wissenschaftlich Gebildete notwendig auseinandersetzen müssen. Und ganz abgesehen von der anthropologischen Fachfrage, ob die sogenannten menschenähnlichen Affen als Stammväter des Menschen anzusehen seien oder nicht — können wir uns vor der Erkenntnis nicht verschließen, daß der Entwicklungsgedanke heute fast alle Gebiete der Wissenschaft beherrscht und als befruchtende Einheit durchdringt. Er ist im Grunde nichts anderes als geschichtliches Denken schlechthin. Nun fragt es sich, ob das Christentum als Weltanschauung mit der Entwicklungsidee u n vereinbar ist. Bedeutende Denker wie Theodor Fechner und Hermann Lotze sind entgegengesetzter Ansicht. Danach können wir getrost Christus als den göttlichen Heilbringer der Menschheit in die Entwicklungsgeschichte der Welt einreihen. So bedeutet er für die Menschheitgeschichte den Anbruch einer neuen Zeit, das Emporklimmen zu einer höheren Entwicklungsstufe. Und wenn auch in unserem Zeitalter die Kirchen an Bedeutung zu verlieren scheinen — ohne doch entbehrlich zu sein — so macht sich um so stärker die Wirkung christlicher Gedanken in der sozialen Fürsorgearbeit des Staates bemerkbar.

Selbsterhaltung und Anziehungskraft sind die Grundmächte, auf denen Leben und Ordnung des Weltalls beruhen:

„So lange nicht den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Besteht das Weltgetriebe
Durch Hunger und durch Liebe.“ Schiller.

Dieselben Kräfte, welche die Sternenwelt durchfluten und im Geleise halten, beherrschen auch die Erdenmenschheit. Diese Kräfte aber sind nur Ausflüsse des ewigen alldurchdringenden, allbewegenden Gottesgeistes. Wie die Sonne nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang tönt, so findet das einzelne Menschlein seine Bahn nach dem Gesetz der Persönlichkeit in seiner Brust und der gegenseitigen Anziehung mit anderen. Das gleiche haben wir im Völkerleben. In dem gewaltigen Selbsterhaltungskampf der Völker wird das Gleichgewicht trotz aller Erschütterungen immer wieder hergestellt durch die gemeinsamen menschlichen Interessen aller. Wie aber für jeden einzelnen der Selbsterhaltungstrieb mit Notwendigkeit im Vordergrunde steht, ebenso auch für das Volk. Und auch dem einzelnen quillt die lebenspendende Grundkraft aus dem starken, vielverzweigten Wurzelbereich seines Volkstums. Ohne die ist er nur wie ein schwankes Rohr, das vom Winde hin und herbewegt wird. Und ohne die christliche Liebesidee sinken wir wieder auf die Stufe der blonden Bestie herab, kommen wir wieder zu den entmenschenden Fechterspielen und Tierkämpfen, zu der grauenhaften Sittenauflösung des Roms der Kaiserzeit zurück. Aber dem einzelnen ist das Christentum heute noch vielfach hilfreich. Hier findet er eine starke Persönlichkeit und ein Herz, das alle Schuld vergibt.

Wer in diese abendländische Kulturwelt gestellt ist, muß mit ihren geschichtlich gegebenen Bedingungen rechnen, ihre geschichtlich gewordenen Worte in ihrer Daseinsberechtigung begreifen. Und da können wir unmöglich die Augen vor der Tatsache verschließen, daß Deutschtum und Christentum im Laufe der Geschichte einen engen Bund miteinander eingegangen sind, daß die deutsche Kultur von christlichen Lebenswerten durchsetzt worden ist. Doch haben wir Germanen uns das Christentum noch stets auf unsere eigene Art angeeignet. Wir Deutsche haben es gewissermaßen ins Deutsche übersetzt wie Dr. Luther die hebräische Bibel. Dabei mußte manches von orientalischer Sonderart verloren gehen, mußte sich nicht bloß ins Allgemein-Menschliche wandeln, sondern sich unsrer völkischen Eigenheit anpassen.

Es ist ja allbekannt, daß der grüne Tannenbaum zum Weihnachtsfeste, der Umgang eines weißgekleideten Mädchens als „Christkind“ und die Sitte des Schenkens (Julklapp) alte germanisch-heidnische Gepflogenheiten sind. Aber durch die Feier der Geburt des milden Gottessohnes im fernen Osten wurden die alten Formen mit neuem tieferen Gehalt erfüllt. So verwuchs der neue Glaube allgemach mit dem Volksempfinden und verwurzelte sich unlöslich mit den altüberkommenen germanischen Vorstellungen. Im althochdeutschen Wessobrunner Gebet wird Gott „manno miltisto“ der mildeste, freigebigste der Mannen genannt. Und auch im altniedersächsischen Gedicht „Heliand“ gleicht Christus ganz dem milden deutschen Heerfürsten und die Apostel sind seine getreuen Dienstmannen, mit denen er über den See Genezareth fährt und in der

Holzhalle tafelt. Die goldenen Früchte solchen steten Wachstums der neuen Gedankenwelt sind die deutsche Dichtung christlicher Färbung und die deutsche Mystik. Wir möchten in der Geschichte des deutschen Schrifttums die Meister Eckart und Johannes Tauler, A. Kempis und den Verfasser der Theologia teutsch doch nicht missen. Und den Parzival Wolframs von Eschenbach doch wohl noch weniger. Germanischer Tatendrang und christliche Himmelssehnsucht, das sind die beiden Grundfäden, Schuß und Kette, aus denen der Parzival gewebt ist, so gut wie der Faust. Der überquellende Liebesdrang eines heißen Herzens und das fiebernd rastlose Suchen nach Wahrheit führen hier wie dort durch Irrfahrten zur Erlösung.

Völlig dem deutschen Wesen vermählt ward das Christentum doch erst durch Luther. Es hat zweifellos zu allen Zeiten Katholiken gegeben, die gute Deutsche waren. Wir brauchen nur an alle die katholischen Romantiker zu erinnern, wie Moritz von Schwind und Ludwig Richter, Joseph von Eichendorff und Ferdinand Raimund. Aber das Ideal des offiziellen katholischen Kirchentums liegt doch jenseits der Berge, in Rom. Im Jesuitentum hat es seine vollkommenste wissenschaftliche und künstlerische Ausprägung erhalten. In dieser theaterhaften Aufmachung, diesem hohlen Prunk, wie er in der Kunst Lorenzo Berninis seinen Triumph feiert, ist kein Zug, der deutschem Wesen verwandt wäre. Das ist alles romanisch. In Luther aber lebt deutsche Urwüchsigkeit und Wahrhaftigkeit. Und auch die altgermanische Streitbarkeit, der ungestüme Kampfeswille unsrer Urahnen aus der Zeit des Tacitus scheint in ihm wieder aufzuwachen. Im Anfang seines Auftretens sah das ganze deutsche Volk in ihm seinen Anwalt. Denn klipp und klar sprach er in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ die Forderungen Deutschlands an Rom aus. Keiner Gewalt beugte er sich als nur der Stimme in seiner Brust. In harten inneren Kämpfen hat er sich die Einheit mit seinem Gott erstritten, nun nimmt er furchtlos den Kampf mit der ganzen Welt auf. Und so stimmt er sein gewaltiges Streitlied an „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Dies und sein Choral „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir“ sind vielleicht die machtvollsten Weisen, die je in deutscher Sprache erklungen sind!

Wie eng waren damals Deutschtum und Christentum verknüpft! Unser geistiger Befreier von Rom ward auch der Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache. Mit seiner Bibelübersetzung hat er das Instrument geschaffen, dem dann Schiller und Goethe die klangvollsten Weisen entlockten. Doch Luther selbst beherrscht schon die deutsche Sprache mit voller Meisterschaft. Mit wenigen schlichten Worten erzielt er oft die tiefste Wirkung: Und Petrus ging hinaus und weinte bitterlich.“

Gewiß hat auch das nachlutherische deutsche Katholikentum noch manches Bedeutende und Wertvolle hervorgebracht wie des Angelus Silesius „Cherubinischen Wandersmann“, den uns Wilhelm

Bölsche neu geschenkt hat. Aber ein Katholik wie Wilhelm Scherer hat es anerkannt, daß nach Luther die größte literarische Schaffenskraft im protestantischen Lager zu suchen ist.

Auf die bildende Kunst Deutschlands hat freilich die Reformation nicht so günstig gewirkt. Die heilige Geschichte und die Heiligen-Legenden hatten der deutschen Kunst im Mittelalter eine unendliche Fülle von Gestalten geschenkt. Die Portale und Strebepfeiler der Kirchen belebten sich mit einer großen Zahl von Bildwerken und die schön geschnitzten Altäre strahlten in farbig leuchtendem Bilderschmuck. Hier hat der Bildersturm viel vernichtet. Und die Abneigung der neuen Lehre gegen die Bilder und sichtbaren Symbole hat ein Versickern der kirchlichen Kunst zur Folge gehabt. Vorher aber hat die deutsche Kunst in den Meistern ihre Höhe erreicht, in denen protestantische Klarheit und Kraft sich mit katholischer Gefühlsinnigkeit einten. Albrecht Dürer ebenso wie Hans Holbein d. J. neigten Luthers Lehre zu, beide blieben bis an ihr Ende Katholiken.

Sein inniges „Marienleben" hätte Dürer als Protestant nicht geschaffen und seine „Passionen" hätten ohne des Meisters Beschäftigung mit Luthers Lehre nicht diese ergreifende Vertiefung erhalten. Nichts Köstlicheres als Dürers Kupferstich „Weihnachten", wo auf traulich umhegtem deutschen Burghof Maria das Kind hütet und Josef Wasser schöpft! — Und ähnlich zeugen Holbeins Madonna von Solothurn und die Madonna des Bürgermeisters Meier noch von ganz katholischer Auffassung, während seine Holzschnitt-Bibel protestantischen Geist atmet. Jene von leuchtendem Farbenschmelz und festlicher Pracht der Gewandung, diese farblos scharf und klar!

Weit weniger scharf scheidet sich der Kunstcharakter der Konfessionen in der Zeit der Wiederbelebung der christlichen Kunst durch die Nazarener und Romantiker im neunzehnten Jahrhundert. Was fragen wir vor einem Werk wie die „apokalyptischen Reiter" des Peter Cornelius nach der besonderen kirchlichen Richtung des Künstlers? Die eindringliche Kraft der Idee und der mächtige Schwung der Bewegung sind es, die auf uns wirken und uns mit fortreißen. Ein Kraftsatom von der gewaltigen Wirkung, die von Christus selbst ausging!

In dem Kreise um Cornelius reichten sich Katholiken und Protestanten die Hand. Die Veit und Overbeck, die Führich und Schnorr von Carolsfeld fanden sich in der Begeisterung für die christlichen Ideale zusammen. Und es sind vielleicht mehr Unterschiede des persönlichen Charakters, die sich geltend machen, wenn etwa Führichs Bibelbilder zarter und weicher sind, während Schnorrs Holzschnitte eine männliche Kraft der Linie und eine große Klarheit der Anordnung zeigen. Sie gehen darin auf Dürers kerndeutschen Holzschnittstil zurück und sind dem malerisch dekorativen Pathos des Franzosen Doré weit überlegen.

Die romantische Kunst der Schwind und Richter, Spitzweg und Steinle, Neureuter und Graf Pocci steht im engen Zusammenhang mit der Kunst der Nazarener. Sie ist von ihr befruchtet worden. Ueberwiegt bei den Nazarenern der Christliche, so bei den Romantikern der Deutsche. Jene hatten ihren Mittelpunkt in Rom, diese wurzelten in der Heimat. Beide aber sind ebenso wie die romantische Dichtung ohne die nationale Wiedergeburt in der Zeit der Befreiungskriege undenkbar. Seit Luther und dem Mittelalter waren die christliche und die nationale Gedankenwelt nie mehr so eng verbunden. Wie im Rom der Kaiserzeit sich die ersten Christen vor den Verfolgungen in die Katakomben zurückzogen, so stieg die deutsche Volksseele unter dem Druck der Fremdherrschaft in die tiefsten Tiefen hinab zu den Grundquellen des Lebens. Not lehrt beten. Das Volk drängte sich wieder in die Kirchen. Die Geistlichen wurden aus satten Pfründnern wieder Priester und Propheten. Und die machtvollen leidenschaftlichen Worte des Alten Testaments, die Klagelieder Jeremias, die kriegerischen Bücher der Könige und Makkabäer schürten den Brand der Empörung. Die Knechtschaft bricht nur ein starker Glaube. So ist es kein Zufall, daß die Führer der Freiheitsbewegung zum nicht geringen Teil Männer von ausgeprägtem Christentum waren.

Die gewaltigste Persönlichkeit der Zeit ist ohne Zweifel der Reichsfreiherr von Stein. Er war Protestant und von einem ähnlichen, stark persönlichen Christenglauben erfüllt wie nachmals Bismarck. Nicht bloß, daß er in der kurzen Zeit seiner Amtsführung den in seinen Fugen krachenden preußischen Staat durch die Einziehung neuer Pfeiler festigte (Städteordnung und Landgemeindenordnung). Er ist es gewesen, der als politischer Agent am Petersburger Hofe 1812 den Widerstand gegen Napoleon schürte und die ganze gewaltige Völkerwoge gegen ihn in Bewegung setzte. Schließlich hat er sein Lebenswerk durch die Begründung der Monumenta Germaniae gekrönt, jener zuerst von Pertz herausgegebenen Quellensammlung, die der deutschen Geschichtsforschung der Folgezeit erst die zuverlässige Grundlage gegeben hat. Starrköpfig und leidenschaftlich, kantig und von großer Offenheit, war er nicht leicht zu behandeln. So müssen wir uns wundern, wie Ernst Moritz Arndt, von dem der Freiherr selbst gesagt hat, er sei „von erschreckender Wahrhaftigkeit", als sein Sekretär und politischer Helfer in Petersburg mit ihm auskommen konnte. Aber so waren diese kerndeutschen Männer, selbst von rücksichtsloser Aufrichtigkeit, vertrugen sie auch eine herbe Wahrheit. Und die Voraussetzung dafür war wiederum eine tief innerliche Demut, eine große Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, wie sie ihnen aus ihrer christlichen Gesinnung erwuchs. In Ernst Moritz Arndts Charakterbild verschmelzen sich herbe männliche Kraft, Todesmut in den Tagen der Unterdrückung und eine kindliche Herzensgüte zu wundervoller Einheit. Derselbe Mann, der sang „der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte", konnte so köstliche Kinderlieder

schaffen wie jenes „Und die Sonne, sie wagte den feurigen Ritt um die Welt. Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit um die Welt.“ Im „Katechismus des deutschen Landwehrmanns“ sind Deutschtum und Christentum so innig und lebendig verbunden wie sonst wohl nur in Luthers Schrift an den christlichen Adel.

An Ernst Moritz Arndt schließt sich der gestaltenreiche Reigen der Freiheitsdichter und Romantiker. Denn beide Geistesrichtungen sind aufs engste verwandt und vielfach sind es die gleichen Männer. Wir können so wenig alle ihre Namen hier nennen wie die aller Helden der Freiheitskriege. Sie sind ohnehin jedem geläufig. Es waren herrliche Helden unter ihnen wie Heinrich von Kleist und Wilhelm von Humboldt. Aber tiefer, nachhaltiger war die Wirkung der Schleiermacher und Fichte. Und es ist doch bezeichnend, daß Fichte in der Zeit der Fremdherrschaft sich dem Christentum stark annähert, das er vorher verworfen hatte. Jetzt empfahl er Pestalozzis Erziehungsweise, schrieb er seine „Anweisung zum seligen Leben“. Und die große Bewegung, welche die studentische Jugend nach dem Feldzug durchwogt, die deutsche Burschenschaft war mit christlichen Gedanken stark durchsetzt. Treitschke, sonst der berufenste Dolmetsch jener Zeit, wird ihr nicht ganz gerecht. Wir dürfen nicht vergessen, daß jenes Geschlecht, das nach dem Freiheitskriege in der Ideenwelt der Burschenschaft heranwuchs, uns das Deutsche Reich geschaffen hat. Bismarck selbst hat von sich in Friedrichsruh gesagt: „Ich bin eigentlich mehr burschenschaftlich gesinnt auf die Universität gekommen.“ Und aus dem Schlußverse von August von Binzers Lied „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“ weht uns ein Hauch jenes Geistes an, der die deutsche Einheitssehnsucht jahrzehntelang angefacht und schließlich zur Erfüllung gebracht hat.

Das Haus ist zerfallen,
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen
Und unsere Burg ist Gott!

Romantisch waren die Burschenschafter gesinnt und der große geschichtliche Wert der romantischen Dichtung liegt darin, daß sie die deutschen Ideen vermählt mit einem tiefen religiösen Ernst aus der Zeit der Befreiungskriege in die der deutschen Einheitsbewegung hinüberrettete. Die Gebildeten beschäftigten sich in jener Uebergangszeit mehr mit Poesie als heute, Eichendorff und Rückert waren die Dichter des deutschen Hauses. Und an sie knüpft Geibel, der Reichs-Herold des neuen Reiches unmittelbar an.

Aber erst der weltüberwindende Wille eines einzelnen hat uns das erträumte Reich zur Wirklichkeit werden lassen. Wie einst bei Luther, so fließen auch in Bismarck die Edelmetalle des Deutschtums und Christentums zusammen um das herrlichste Heldenbild zu schaffen. Ueberwog bei Luther das Christliche, so bei Bismarck das Deutsche. Und das ist bezeichnend für den Wandel der Zeiten. Doch dürfen wir den christlichen Einschlag in Bismarcks Wesen nicht unterschätzen. Erst im Christentum fand

„der tolle Bismarck", der ruhelos Suchende die Stetigkeit. Das ward ihm der Steingrund, auf dem sein unvergleichliches Lebenswerk sich aufbauen konnte. Die schwere Krankheit einer Kusine, Marie von Thadden, die seinem Herzen nahestand, lehrte den Dreißigjährigen zum erstenmale wieder beten. Sein Lebensbund mit der frommen Johanna von Puttkamer befestigte sein persönliches Christentum. Aus seinen Briefen an sie ist klar zu erkennen, wie seine Liebe zu ihr ihn mit dem Ewigen verknüpfte. Später ist Bismarcks Brief an seinen Schwager Arnim, dessen sechzehnjähriger Sohn durch ein Jagdunglück plötzlich den Tod gefunden hatte, ein Zeugnis für die Unerschütterlichkeit des Glaubens, den er sich erkämpft hatte. Der beweist, daß er seine Einheit mit dem Urgrunde alles Seins für alle Zeit gefunden hatte. Daß wir uns in allen Wechselfällen des Lebens unter Gottes Willen beugen müssen, ist nun das A und O seiner Lebensweisheit. „Gott kann uns alles nehmen, aber durch Auflehnung gegen seinen Willen machen wir uns nur elender." Dieser Glaube hob und trug ihn durch allen Drang innerer und äußerer Kämpfe.

In der Konfliktszeit schrieb dann Bismarck jenen bekannten Brief an seinen frommen Gutsnachbar Andrä-Roman, auf dessen scharfe und ganz unberechtigte Kritik seiner Lebensführung, und bekannte sich hier mit aller Entschiedenheit zur Lehre der Evangelien. Im Kriege 1866 las er regelmäßig die Tageslosungen der Brüdergemeinde, ebenso wie das sein Freund Roon tat. Nach dem Zeugnis seines Vetters und Mitarbeiters von Keudell hielt er sich nach dem mißglückten Kissinger Attentat „für das auserwählte Werkzeug Gottes." Doch hat Bismarck mit dieser Gesinnung, ohne die in der Welt noch nichts Großes vollbracht worden ist, schon sein Amt als Ministerpräsident übernommen. Er ist durch den gescheiterten Mordversuch nur darin bestärkt worden. In Friedrichsruh hat denn den aus seinem Wirken Geschiedenen sein alter Freund Graf Kayserling gefragt, ob er noch das innige persönliche Verhältnis zum Heiland besitze wie im Anfang seiner Laufbahn. Bismarck hat offen zugegeben, daß ihm dies durch die heftigen politischen Kämpfe mit den Parteien getrübt worden sei, daß er es aber in der Stille von Friedrichsruh wiederzugewinnen hoffe. Später hat er dann, auf das Kruzifix über seinem Bette weisend, gesagt, „das ist meine Hoffnung im Leben und im Sterben." Der über seinen Sturz und die schweren politischen Fehler seiner Nachfolger tief Verbitterte hatte seinen Frieden mit Gott gemacht.

Freilich kennt Bismarcks Christentum keine Spur von Empfindsamkeit. Es ist ihm ebensoviel germanischer Kampfeswille beigeseelt wie dem Luthers. Was er für sich im stillen Kämmerlein errungen hat, daß verficht er draußen gegen eine Welt von Feinden. Deshalb ist sein Wort „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt" keine Phrase, wie H. St. Chamberlain*) meint,

*) In: Houston Stuart Chamberlain, „Immanuel Kant".

sondern der Kern seiner Lebensauffassung. Bismarck war kein kirchlicher Christ. Es ist kein Zufall, daß in seinem Schlafzimmer das Bild Ludwig Uhlands, des deutschesten Dichters dem Kruzifix gegenüber hängt. Bismarcks liebste Andachtstätte war der Wald. „Einsam fühle ich mich in der Großstadt, im Parlament, unter den Kollegen. Aber im Walde da fühle ich mich nie einsam." Im Walde hat er nach seinem Wunsch die letzte Ruhe gefunden und Eichen umrauschen seine Grabstätte. Es lebte in Bismarck etwas von der Gesinnung, die Uhland in die Verse gefaßt hat:

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, öd' und tot.
In den deutschen Eichenhainen
Rauscht und weht der deutsche Gott.

---

2. Kleinigkeiten.

Ein Gespräch auf der Straße.

Aus „Kunstwart", Zweites Novemberheft 1912.

„Nun was sagst du denn zu euerm neuen Ober? Taugt er was? Seid ihr zufrieden mit ihm?" Der Gefragte verzog den Mund: „Er ist ein Kleinigkeitskrämer!" Wieso? „Ja denk dir nur: Frühmorgens steht er um 3/4 8 mit der Uhr unten am Eingangstor und kontrolliert die einpassierenden Lehrkräfte. Wer eine halbe Stunde zu spät kommt, bekommt einen Warnungsblick. Bei einer ganzen beginnt der Rüffel. Dann läßt er sich die Hefte bringen und schaut, ob das Videzeichen in der übernächsten Zeile genau zwei Finger breit vom Rande entfernt ist oder ob auf den Löschblättern Kleckse zu finden sind. Wer anders als auf Zehen durch die Gänge geht, wird abgefangen und im Schleichen geübt". „Du übertreibst wohl!" „Ich könnte dir noch ein Dutzend ähnlicher Stücklein berichten; aber das würde mir die Laune verderben. Ich bin froh, daß ich wenigstens noch außerhalb der Schulwände Mensch sein darf." — Das Uebrige verschlang der Lärm der Straße.

Ich schlenderte weiter, und vor mir stieg das Bild jenes „Ober", jenes Inspektors oder Direktors, auf: der Mensch mit dem argwöhnischen, ewig spähenden Blick, mit der fortwährenden Sucht, irgendeinen Mangel zu finden, mit der hämischen Freude beim glücklichen Erwischen eines Unglücklichen.

Wessen Sinnen und Trachten immerfort auf das Aeußere des Betriebs, auf den hundertfachen Kleinkram der äußeren Organisation gerichtet ist, wer darüber die eigentlichen Ziele der Erziehungs- und Unterrichtsarbeit vergißt, der kann den Leuten, die unter seiner Leitung arbeiten sollen, in der Tat zur unleidlichen Plage werden.

Gerade den Tüchtigsten unter ihnen. Denn ein selbständiger Mensch, der gewissenhaft seine Pflicht tut, fühlt sich durch ein fortgesetztes Spionieren im Innersten verletzt, verkannt und verliert am Ende die Lust, unter ewiger Polizeiaufsicht zu arbeiten. Es gibt kaum einen unangenehmeren Vorgesetzten als einen derartigen Kleinigkeitskrämer ohne höheren Schwung.

Aber die Sache hat auch ihre Kehrseite: Die Kleinigkeiten, die der Betrieb fördert, können auch zur Geißel des Vorgesetzten werden: er hat den Trieb und Drang, darüber hinauszukommen, um wirklich großzügig zu arbeiten, kommt jedoch nie dazu, weil er sich immer wieder um die Aeußerlichkeiten kümmern muß. Weil nämlich diejenigen, denen die Erledigung der Kleinigkeiten eine Selbstverständlichkeit sein sollte, sich nicht weiter drum scheren.

Großzügige Arbeit kommt nicht dadurch zustande, daß Kleinigkeiten unbeachtet bleiben. Eine Tat wird nicht dadurch genial, daß sie über technische Fragen hinwegsieht. Der Soldat, der in den Kampf zieht, muß sein Gewehr in Ordnung halten. Jeden Teil der Mechanik. Ein einziger Versager kann ihm das Leben kosten. Der Flieger muß vor dem Aufstieg seinen Apparat bis ins allerkleinste geprüft haben; eine lockere Schraube kann Ursache zum Todessturz werden. Es genügt nicht allein die vaterländische Begeisterung, es genügt nicht nur der stolze Wagemut. Die Beachtung der Kleinigkeiten gehört mit zu den Vorbedingungen eines sicheren Erfolges.

Nun ist es allerdings bei der pädagogischen Fliegerei nicht so gefährlich; aber eine innere Verwandtschaft mit den genannten Fällen läßt sich nicht leugnen. Wer in genialer Ungebundenheit sich weder um die Stundenordnung, noch um die Führung der Hefte oder um sonstige „Aeußerlichkeiten" kümmert, wer nur das hohe Ziel im Auge hat, der wird bald durch die Macht der realen Tatsachen recht unsanft zu Boden geschleudert werden.

Wer von Kleinigkeiten loskommen will, muß sie überwinden. Und man überwindet sie nicht durch hochmütige Mißachtung, sondern einzig und allein dadurch, daß man sie erledigt. Wer sie durch theoretische Negation aus der Welt schaffen möchte, dem lähmen sie in der Praxis die Kraft. Wer sich ihnen gegenüber erhaben dünkt, den machen sie zu ihrem Sklaven.

Der Unterschied zwischen kleinlichen und großzügigen Menschen ist nicht darin zu suchen, daß der eine Kleinigkeiten beachtet und der andere darüber hinwegsieht, sondern darin, daß der eine Kleinigkeiten um ihrer selbst willen pflegt, während der andere sie nur als Mittel zum Zweck gelten läßt.

Wenn die Kleinigkeiten Selbstzweck werden, wer vor lauter Aeußerlichkeiten den Beziehungswert dieser Aeußerlichkeiten vergißt, der ist ein Kleinigkeitskrämer. Wer jedoch Kleinigkeiten erledigt, um über sie hinwegzukommen, um die tadellose Funktion des ganzen Betriebs nicht fortwährend zu gefährden, wer Kleinigkeiten erledigt,

um sie im Streben nach höheren Zielen vergessen zu können, der ist ein großzügiger Mensch. Auch wenn er mit einem heiligen Donnerwetter dreinfährt, wo er unerledigte Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten als fortwährende Hemmungen antreffen muß. Ja, vielleicht gerade darum, weil er donnert, weil der Kleinigkeitskrämer im Innern frohlockt!

Das sollte mancher bedenken, der im ersten Zorn über jenes Donnerwetter vergaß, daß er selbst durch sein „geniales" Verhalten der eigentliche Schöpfer jener Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten wurde, an denen die Kritik der Vorgesetzten hängen bleiben mußte, als sie großzügig in freiere Höhen strebte.

Ernst Weber.

---

3. Hat die Rassenforschung Bedeutung für Schule und Erziehung?

(Aus „Post" Nr. 21. 14. Januar 1913.)

Die nachstehenden Gedanken halten wir von unserem Standpunkt aus für besonders wertvoll, da ja unfraglich gerade die in diesem Aufsatz geschilderten Naturen für die koloniale Aufgabe als besonders geeignet u. begabt erscheinen.
Die Schriftleitung.

Heinrich Driesmans, der bekannte Schriftsteller, hat in den „Blättern für deutsche Erziehung" vor einiger Zeit einen Aufsatz veröffentlicht, der, auf einen Vortrag aufbauend, ganz außerordentliche Beobachtuugen enthielt. Wir greifen auf die wertvolle Veröffentlichung noch jetzt zurück.

Heinrich Driesmans führte aus, daß wir im deutschen Volke zwei grundlegend verschiedene Rassentypen zu unterscheiden haben, „die sich bereits auf der Schulbank in verschiedener intellektueller Befähigung und Begabung geltend machen, nämlich einen Typus mit langköpfiger (germanischer) und einen anderen mit rund- oder kurzköpfiger (mongoloider) Tendenz. Diese letztere Typus zeigt sich überall beweglicher, gewandter, schnellfertiger und leicht orientiert, erschöpft aber seine geistige Regsamkeit und Frühreife bald und pflegt mit dem 20. bis 25. Jahre interesselos und geistig apathisch zu werden. Er gelangt indessen vermöge seiner geistigen Elastizität in der früheren Jugend schneller voran und durch die Examina, und damit in höhere, leitende Stellungen, besonders in das Beamtentum der Bureaukratie. Der andere Typus mehr deutscher Art hingegen nimmt eine langsamere Entwicklung und kommt erst spät zu geistiger Reife. Er wird daher leicht vom Lehrer verkannt, für minderwertig gehalten und hinter dem schnellfertigen, frühreifen Schülerelemente zurückgesetzt und damit von den höheren Berufsarten nur zu oft ausgeschlossen, für die er wohl befähigt gewesen